

(Nachdruck verboten.)

20]

Neu-Karthago.

Roman von Georges Geihoud.

Der Wechsel von schweigender Ruhe und lärmender Betrieblichkeit ließ an einen Titanen denken, dessen schwer arbeitenden Brust sich von Zeit zu Zeit ein qualvoller Senfzer entrang. In dem Wirrwarr durcheinander schwirrender Geräusche unterschied Laurent deutlich die dumpfen oder schrillen Nuße, die klar wie die melancholischen Signale aus der Kaserne und traurig wie ein Klageged der frohrenden Kraft klangen. Und jedem Refrain des Menschchors antwortete das Getöse der leblosen Masse, mit der die Arbeitenden hantirten: Risten und Ballen polterten in den Kielraum hinunter, eiserne Träger schlugen mit hellem Klingklang auf das Pflaster der Quaimauer.

Wieder ließ sich das Glockenspiel vernehmen. Die Möwen schwirrten in schrägem Fickzackfluge kreuz und quer. Sie näherten sich, entfernten sich, kamen wieder zurück und führten ordentliche choreographische Uebungen aus. So brachten sie dem Wasser, der Erde und dem Himmel gleichzeitig ihre Huldigungen dar bis zu dem Augenblick, der die drei Beherrscher des Raumes zu einer feuchten, von grauem Zwielficht übergossenen Dunstmasse ineinander fließen ließ.

Die bange Zwielfichtstimmung des dämmernden Abends übte auch auf Laurent ihren Einfluß, er fuhr jäh zusammen, als ob sich ein Abgrund vor ihm öffnete, und er zu stürzen fürchtete. Seine Blicke wandten sich wieder der Arbeitskolonne am Flusse zu. In der Nähe hielt ein schwerer Lastarren, vor dem ein vierhöriges Frachtpferd gespannt war; der Kutscher stand lässig zur Seite und wartete auf die Ladung. Und zwischen den Wagen und dem Schiff gingen und kamen in gleichmäßigem Schritt die plastischen Gestalten der Ladeleute, den Hals unter der schweren Last leicht vornüber gebeugt. Das blanke Vordertheil des Schiffes spiegelte die kräftigen Formen der Riesen wieder, die den nervigen Fuß fest auf den Boden setzten. Die eine Hand hielt die Last auf der Schulter fest, die andere ruhte zur Faust geballt auf der Hüfte.

Ein Berg von Ballen häufte sich auf dem Ladequai. Unaufhörlich bohrte sich der gierig geöffnete Rachen des hydraulischen Krahns in die Flanken des Ueberseedampfers und riß stückweise die Ladung heraus. Und wie man hier den Bauch des Schiffes zu leeren beschäftigt war, war man dort wieder dabei, ihn ohne Unterlaß vollzustopfen. Kohlen fielen polternd in die Dunter, und Säcke und Risten verjamwanden in dem unersättlichen Schlund der Kielräume. Die Arbeiter mühten sich im Schweiß ihres Angesichts, den Heißhunger des Ungeheuers zu befriedigen.

Die Kraftleistung dieser Brachmenschen verkörperte dem Beobachter die Größe und Allmacht seiner Vaterstadt, brachte ihm gleichzeitig aber auch seine eigene Schwäche zu schreckhaftem Bewußtsein. In diesem Augenblick, wo er in seiner hoffnungsfreudigen Begeisterung selbst von den Steinen liebreiches Entgegenkommen und aufmunternde Theilnahme erbat, wirkte das bewegte Hafenbild mit seiner überwältigenden Eindringlichkeit kalt und ernüchternd auf ihn.

„Soll ich wieder keine Gnade finden und als Ausgestoßener bei Seite stehen?“ murmelte er beklommen. Erschien ihm doch Antwerpen in dem Glanz seiner Schönheit nicht minder hoffärtig und übermüthig wie seine Koujine.

Er mußte plötzlich daran denken, wie er eines Abends, als Gina in großer Toilette ins Theater fuhr, unter dem Eindruck ihrer bezaubernden Schönheit dem Sturme seiner Gefühle fast erlegen war. Das junge Mädchen hatte seine stürmische Huldigung damals rundweg abgelehnt. Sie hatte sich vornehm zurückgelehnt und den aufrichtigen Schwärmer mit lästiger Handbewegung wie ein häßliches Insekt abgeschüttelt, während sie in ihrem gewohnten, zum Verzweifeln gleichmüthigen Tone, aus dem auch nicht die Spur jener Befriedigung, die jedwede Huldigung, und käme sie auch von dem Geringsten, bei einem weiblichen Wesen stets hervorbringt, herausklang, maulte: „Aber, so laß doch, Einfaltspinsel, Du wirst mir noch meine Toilette in Unordnung bringen!“

Ja, wahrhaftig, die Stadt da war viel zu schön und viel zu reich, das empfand Laurent an diesem Spätnachmittag mit schmerzlichster Deutlichkeit.

„Ob sie mich auch wie einen lästigen Eindringling zurückweisen wird?“ fragte er sich schweren Herzens.

Aber die Stadt war doch wohl nicht so grausam und hartherzig wie die andere und schien dem Entmüthigten Trost und Hoffnung zuspreden zu wollen, denn just in dem Augenblick warf die Sonne ihr mild gedämpftes Licht noch einmal über die Landschaft, und das Wasser, das eben noch blutroth aufgeleuchtet hatte, nahm sein gewöhnliches Aussehen wieder an. Die grellen Farben dämpften sich zu zarten Tönen ab, die Luft wurde wieder klar, und ein ruhiger Wasserpiegel breitete sich in sammetgleicher Glätte unter dem Himmel.

Der Kleinmüthige athmete erleichtert auf. Und jetzt erschien ihm auch das rüstige Schaffen der Ladeleute nicht mehr in dem Lichte übermenschlicher Größe. Jetzt kurz vor Feierabend gönnten sich auch die Arbeiter eine müßige Viertelstunde; die Arme schlief am Körper herabhängen lassend oder sie auf der Brust kreuzend, standen sie in Gruppen bei einander und wischten sich mit dem Fadenärmel den Schweiß von der Stirne. Die Aussicht, bald daheim der behaglichen Ruhe zu pflegen, verrieth sich in dem ruhigen Schmunzeln, mit dem die vom Zwange Befreiten ihre arbeitsmüden Glieder dehnten, froh, sich endlich einmal nach Herzenslust gehen lassen zu dürfen.

Laurent war aus dem Reich der Träume in die Wirklichkeit zurückgekehrt.

XII.

Die Suche nach Tilbak's Wohnung hatte Laurent nach dem Quartier der „Bootsbauer“ geführt. Die Straßenlaternen wurden eben angezündet, und der helle Schein der einen fiel grell auf einen kleinen Laden, dessen Schild die Aufschrift „Zur Kokosnuß“ zierte. In der Auslage sah man eine buntschichtige Sammlung der mannigfaltigsten Gegenstände: Krimstecher, Kompasse, Matrosentoffer, getheerte Südwestler, Wollmützen lagen friedlich neben den gelben Packeten englischer und amerikanischer Nauchtabake, Kautabakrollen, Federmessern, Bleistiften, Parfümflaschen und wohlriechenden Seifen.

Laurent jagte eine stille Ahnung, daß hier seine liebe Siska hausen müsse. Seine Ahnung wurde zur Gewißheit, als er die Frau, die gerade dabei war, unter den herumliegenden Sachen im Laden aufzuräumen, näher ins Auge faßte. Sie wandte ihm den Rücken zu; obwohl im Laden noch kein Licht brannte, und er die Gestalt nur in unklaren Umrissen zu sehen vermochte, hatte er Siska doch sofort erkannt. Und nun konnte er auch ihr Gesicht sehen, als sie sich anschickte, die große Hängelampe im Laden anzuzünden. Ja, das war noch das ehrliche Gesicht, das in seiner Erinnerung lebte; sie trug das Haar, das die Hände des Kindes oft genug unbarmherzig zerzaust hatten, noch so frisch wie ehemals, nur war es inzwischen ergraut. Laurent hatte vor dem Schaufenster Posto gefaßt und musterte die Auslage wie ein Käufer, der seine Wahl zu treffen sucht, und da die Straße dunkler als der Laden war, brauchte er nicht zu fürchten, von Siska erkannt zu werden. Sie hantirte geschäftig im Laden herum und warf ab und zu einen verstoßenen Seitenblick auf den Draußenstehenden. Ob sich der Mann wohl überhaupt zum Eintreten entschließen würde? Was mochte er nur für Wünsche haben? Arme Frau! Laurent fragte sich, ob sie wohl viel von dem Plunder da verkaufen mochte.

Siska glaubte auf den Kunden nicht mehr rechnen zu dürfen und ging in das hinter dem Laden gelegene Zimmer. Der helle Klang der Glocke, die Laurent beim Oeffnen der Thür in Bewegung setzte, ließ sie eilig zurückkommen. Mit der geschäftigen Zuorkommenheit und dem honigsüßen Lächeln, mit dem der geschäftstüchtige Handelsmann die Kundschaft zu empfangen pflegt, erkundigte sie sich nach Laurent's Begehren.

Mit dem ernsthaftesten Gesicht von der Welt gab dieser dem Bunsche Ausdrück, eine Mütze zu kaufen. Der prüfende Blick, mit dem die Verkäuferin den elegant gekleideten jungen Mann musterte, bestimmte sie, ihm das Beste und Theuerste vorzulegen, was von dem Artikel auf Lager war: moderne Marinemützen, wie sie von den Sportsleuten getragen werden. Das war indessen nicht nach Laurent's Geschmack, der gewöhnliche Mützen, die Bauern, Fuhr- und Schauerleuten als Kopfbedeckung dienen, zu sehen wünschte und der den Vorrath

Sonntagsplauderei.

ungeheuerlicher Baumwollener, mit Schild und Stutz verzierter Ungethümle mit besonderem Wohlgefallen zu betrachten schien.

Siska kam dies alles wenig vertrauenerweckend vor. Ein sonderbarer Kauz schien's in jedem Fall zu sein, vielleicht aber hatte er auch seine guten Gründe, sich unkenntlich zu machen. Recht geheuer war es mit dem Mann sicher nicht! Laurent hatte eine diebische Freude an der Verlegenheit der mißtrauischen Frau, die sich noch steigerte, als er bemerkte, wie sie krise und vorsichtig das auf dem Ladentisch liegende Schlüsselbund an sich nahm und einsteckte. Er stülpte schließlich eine der verwegenen Mützen, die das Glück eines echten und rechten Hagensstrolchs ausgemacht hätte, auf den Kopf und fragte nach dem Preise. Die Verkäuferin gab ihm so verwirrt und mit solch drolliger Miene Bescheid, daß er sich zusammennehmen mußte, um nicht loszuplagen. Aber er bezwang seine Heiterkeit und begann sich mit aller Gemächlichkeit im Spiegel von allen Seiten zu betrachten, während Siska sich beeilte, das Wechselgeld auf den Zwanzigfrankstein aufzuzählen, um den verdächtigen Kunden so schnell wie möglich loszuwerden. Aber da pflanzte er sich plötzlich so vor sie hin und sah ihr mit lustigen Augen starr ins Gesicht. Und nun wußte auch die Frau, wer da vor ihr stand, sie verfärbte sich und schloß den jungen Mann mit einem lauten Ausschrei in die Arme.

„Ja, freilich bin ich's. Ich, Laurent Paridael, in eigener Gestalt — Ihr Vorki!“

„Vorki! Herr Laurent! Ist's denn möglich?“ rief die Frau in der Freude ihres Herzens.

Sie ließ ihn los und trat ein paar Schritte zurück, um ihn noch einmal ordentlich zu betrachten, dann herzte sie ihn aufs neue und schrie, vor Freude und Aufregung puterroth, ein um das andere Mal: „Rein, so ein Junge! Spielt mir da eine solche Komödie vor!“

Der Värm hatte auch Vincent herbeigelockt, der nicht weniger angenehm überrascht war, wie seine Ehehälfte. Sie packten beide Laurent an der Schulter und schoben und drängten ihn in die anstoßende Hinterstube, die einer Kabine zum Verwecheln ähnlich sah. Durch die enge Fensterluke fiel ein so trübes, fahles Dämmerlicht, daß man den Eindruck hatte, als befände man sich wirklich unterhalb der Wasserlinie. Die weiseste Raumausnutzung hatte es möglich gemacht, in dem engen Loch eine unglaubliche Zahl von Menschen und Dingen unterzubringen. Nicht ein Zoll breit blieb unbenutzt. Das Stübchen hatte einen braunen, mahagoniähnlichen Anstrich, und seine Wände schmückten eine Anzahl Bilder, die landschaftliche Szenerien zur Darstellung brachten. Auf dem Kamin Sims stand das von Tilbat gefertigte Miniaturmodell eines in vollem Segelschmuck paradirenden Dreimasters, umgeben von einigen jener großen Muscheln, die man nur ans Ohr zu halten braucht, um das Gebrüll des Ozeans zu hören.

Laurent sah sich einer ganzen Orgelreihe von Kindern aller Altersstufen gegenüber. Zunächst wurde ihm Henriette vorgestellt, ein nettes Hausmütterchen, das zwei Jahre jünger als er selbst war. Ein hübsches, gefällig gerundetes Gesichtchen, blaue erstaunlich sanft blickende Augen, krauses Blondhaar, eine Auge vertrauenerweckende Physiognomie. Das ganze Persönchen machte den Eindruck unverdorbter Ursprünglichkeit und quellfrischer Natürlichkeit.

Die Existenz dieser jugendlichen Erbprinzessin gab Laurent Anlaß zu kopferbrecherischer Rechenarbeit. Das Exempel wollte indessen nicht stimmen, so lange konnten die Eheleute nach seiner Schätzung ja noch gar nicht verheirathet sein. Vincent mochte wohl ahnen, was Laurent so nachdenklich gemacht hatte, denn er benutzte den Augenblick, als das Mädel einmal den Rücken wandte, um seinem jungen Freunde mit dem vertraulichen Nippenstoß und dem vergnüglichen Schmunzeln, mit dem das Volk seine zweideutigen Geschichten erzählt, zuzuraunen: „Sehen Sie, Herr Laurent, wenn sie Siska zu Bette gebracht hatte, mußten wir uns doch die Zeit vertreiben . . . Das Püppchen that nur in Ihrer Anwesenheit so zimperlich und spröde, sonst war sie gar nicht so . . .“

Ja richtig, jezt erinnerte sich auch Laurent jener geheimnißvollen Krankheit, die eine vierwöchentliche Lustveränderung nöthig gemacht hatte!

Nach Henriette kam Felix, ein schwarzlockiger vierzehnjähriger Schlingel, der dem Vater wie aus dem Gesicht geschnitten war, dann folgten ein zwölfjähriger Bube, Gierket mit Namen, und Luise, ein Fräuleinchen, das seine sechs Jahre zählen mochte.

(Fortsetzung folgt.)

Enträchtigt und ganz bescheiden zogen sie mit einander aus, der Fürst von Hohenlohe und seine Hausmannen. Sie zogen nicht in die Schlacht, aber zum Wahllampf. Ein patriarchalischer Anblick: der Herr inmitten seiner Diener und Hausgenossen. Und er, der mächtige Kanzler, wählt mit ihnen, in ihren Reihen, ganz ohne Ueberhebung, wie es sich für einen Wähler der dritten Körperchaft ziemt.

Nicht auf der einsamen Höhe mochte er thronen, wo die Finanzgrößen wandeln und die gewichtigsten Steuerzahler. Nein, väterlich harte er bei den Seinen aus und milde lächelte er etwa seinem Lakaien zu, denn es gab keinen Unterschied zwischen ihnen; sie vereinigten sich harmonisch zur Zeit der Landtagswahl.

Ist das nicht ein friedlich-demokratischer Zug unserer Zeit, und wer wird noch über Stände- und Klassenunterschiede murren wollen, wenn er es erlebt hat, wie der Schlossherr aus der Wilhelmstraße im friedlichen Verein mit den subalternen Schlossinsassen auf einer Linie seiner Bürgerpflicht genigte?

Es sind über die merkwürdigen Schicksalsfügungen, wie sie die mammonistischen Loose in Berlin besonders entschieden haben, diesmal genug Betrachtungen angestellt worden. Man kann ein Cäsar sein am Rande des Reichbildes von Berlin und muß doch im Alltagsleben sehr bescheiden dahertrotten; und man kann als Hocharistokrat und gefürstete Persönlichkeit im Herzen der Stadt mit seinem Leibjäger gemeinsam seine Stimme für irgend einen kleinen, aber wohlgeleiteten Mann abgeben. Nun also? fragten die Blätter der strengen Autorität. Nun also? Was wollt ihr mehr, ihr ewig Unzufriedenen, ihr Gleichheitslummel? Ist das demokratische Ideal nicht schon erreicht?

Sonst waren sie freilich nicht aufregend, die Tage der Kämpfe, und in der Tagesgeschichte Berlins machten sie sich kaum bemerkbar. Man hastete nicht, man drängte nicht. Das gut-bürgerliche Phlegma wird nicht erschüttert. Gemessen und bedacht, das ist das Merkzeichen jener Wahlhandlung, in der aus dem Urbrei der erlebte Wahlmann in seiner Glorie ersteht.

Wenn nun dann die erneuerte Auslese getroffen wird und der Kammerdeputierte fertig ist, so werden dann bald die neuen Männer ein neues Heim beziehen. Dieser neue Palast steht an einer Stelle, auf der durch lange, lange Jahre sich eine Tragikomödie abgespielt hat. Wo an der Wilhelmstraße die Zimmerstraße sich fortsetzt, da hat es viele Kämpfe gegeben, bis der Durchbruch nach der Königgräberstraße geschah.

Es ist in gewissem Sinne eine denkwürdige Stätte. Modernes Verkehrsinteresse, das gewaltige Reden und Ringen einer Großstadt auf der einen Seite, und auf der anderen der starre Fiskus und beengtes Altpreußenthum. Jahrzehnte lang wogte der Klein-Krieg zwischen diesen Elementen, und die Sadgasse blieb bestehen. Am Gartenbesitz des Kriegsministeriums sollte nichts geschmälert werden. Die Koppeltdichter zehrien von diesen Dingen, zu einer Hochstuth schwoilen in der Berliner Post die komischen Bemerkungen an; ja selbst die schämige Tante Voh wurde zynisch und wigig, wenn sie, wöchentlich zweimal, auf die „verstopfte Straße“ zu sprechen kam. Neu-Berlin mußte immer härter, als andere jungaufstrebende Städte, mit militärisch-fiskalischem Gegeruethum streiten. Aber endlich sank vor mehreren Jahren die Sperrmauer doch. Dort steht nun der Landtagspalast in seinem Neuzen fertig da.

So hat nun Jung-Berlin, die Hauptstadt des Reiches, wie die Metropole Preußens, die beiden großen Heimstätten für unsere Parlamente. Ueber den Landtagspalast wird sicherlich weniger gestritten und weniger Tinte vergossen werden, als über Wallot's Bau am Königsplatz im Thiergarten. Hier ist ein Versuch gewagt worden, für eine wesentlich moderne Institution, wie das heutige Parlamentswesen ist, etwas Neues zu schaffen, einen besonderen architektonischen Rahmen zu gewinnen. Für und wider konnte angeregt werden. Wie der Landtagspalast sich darstellt, wird um seinetwillen niemand heftig und schroff werden. Da sollte nichts riskirt werden; weder alterthümelnde hügelige Liebhaberereien sollten sich austoben, noch sollte experimentirt werden: wie schafft man ein künstlerisches Symbol des jungen Parlamentswesens. (Eine krasse, einseitige Ständevertretung, wie die gegenwärtige, nähme sich unter solchem Symbol allerdings wunderlich genug aus.) Es ist also ein Respektsbau entstanden von akademischer Würde und Ruhe. Bewährte, respectable Formen sind verwandt.

Von der unrespektabelsten Seite enthielten sich im Laufe der jüngsten Tage gewisse Vorgänge im Berliner Dasein. Es handelt sich um die zerstörenden, großen Kuppelwesen und um die verdeckten Fäden, die sie spinnen. Da sitzt solch' unholdes Weib, wie Frau Hartert, in ihrem bordell-bustenden Salon. In diesem „Salon“ sammelt sich die Welt, in der man sich „amüßirt“. Bei aufgedonneter Eleganz trotzt über und einformiger Gimpelfang. Immer weiter spannt das Kuppelweib seine Netze; mit einer der besten Bitterungen für alles, was „angegangen“ ist, was faulend zu riechen beginnt, ist es zudem begabt. In solchem Salon drängten sich nun Vertreter der uniformirten wie nicht uniformirten Lebewelt. Eine seltsame Mischung. „Kreuz-Zeitungs“-Leute löhnten höhnisch ausrufen: Was wollt Ihr weiter? Das ist auch eine demokratische Erscheinung. Echritten sie sich nur nicht selber ins eigene Fleisch. Bei dünnem Firnis von Anständigkeits- und bürgerlichem Gehalt ist eine mächtige Dosis lumpenproletarischer, abgestumpfter Gesinnung bei der Frauentwelt des Salons vor-

händen. Wo sie noch nicht erblickt ist, wird von der würdigen Macherin des Ganzen gern Gelegenheit zum Studium geschaffen. Der Widerstand wird in der Regel nicht allzuschwer besiegt. „Seine Gesellschaft; lustige Herren, Offiziere vor allem!“ Selbst manches gutbürgerliche Mädchen wird solchen Lodmitteln nachjagen; und erst eine Schaar von Frauen, die sich ohnedies auf gleitender Ebene befinden! Und die Herren lassen sich so gern rupfen, wenn sie neben dem Gemüß noch ihren besondern Triumph selbstgefälliger Eitelkeit haben. Sie schmeicheln sich, einen ausnehmend lederen Wissen erwünscht zu haben. Die blanke Käuflichkeit wird drapirt, und mancher Gimpel will hierbei das größte Ungeheißel nicht merken. Welche wüste Komödie auf allen Seiten. Betrügerisches Arrangement von Liebeshändlerinnen und lächerliche Illusionen eitlem Liebeskäufer!

Wir haben also doch wohl noch manches auf unseren Gassen rein zu fegen, ehe wir das tolle Sündenbabel Paris völlig seiner „unausbleiblichen Zersetzung und seiner völligen Entartung“ preisgeben. Es ist wirklich kein Spaß, was gegenwärtig in Paris verhandelt wird. Der sorgsam gehegte und überfütterte Militarismus Frankreichs gehorcht seinem eigenen Gewalt- und Expansionsgesetz. Er beschwört folgerichtige Konflikte herauf, und sicherlich muß man den Verlauf der Dinge mit ernster Theilnahme betrachten. Aber die heulenden Klageweiber mit ihren Schlagworten von endgültiger Zersetzung und dem Weltuntergang sind zu komisch; trotz alledem und alledem. Sie sind so komisch fast, wie die sehr staatliche Frau Suttner, wenn sie im frisch gewaschenen weißen Friedenskleidchen zum schlauen russischen Fuhs Murawiew hüpfet.

Diese Klageweiber prophezeien uns allen, aus dem Kaffeefatz sowohl, wie aus einem Straßenanzug des Herrn Déroulléde, wenn der eine Schaar von Leuten vor sich defiliren läßt, die sich in ihrer Weise brüllend amüsieren. Neulich wurde sogar ein todtter Künstler angerufen, um den großen Krach in Paris deuten zu können. Es starb dieser Tage Herr Puvis de Chavannes, ein vielgenannter Maler in Paris. Flugs avancirte er zum größten malerischen Genie Frankreichs und man durfte dreimal „Wehe“ ausrufen. „Der Tod Puvis de Chavannes (der übrigens mit 74 Jahren den Höhepunkt seines Könnens überschritten hatte) stürzte Paris nicht in gewaltige Aufregung. So also ehrt Paris seine Meister! Nur dem Kadav ist es zugewandt. Was ist aus der alten Kulturstätte geworden? Wie hätte Athen, wie hätte Florenz in seiner Blüthezeit sich benommen!“

Das klingt ja alles sehr wehmüthig und fast tragisch. Nur schade, daß es mit dem gepriesenen Städte-Idyll von Florenz und Athen nicht recht stimmt. Auch dort hatte man nicht immer Weile, im Feiertage vor dem Künstler einherzuschreiten. Auch dort gab's eine heillosig gesunde Gesellschaft, und es kam zu vullkanischen Ausbrüchen. Auch dort lebten die Freien und die Signori nicht wie die Seligen in ungetrübter Harmonie. Auch dort rumorten Nachtfragen von außen her und im Innern, und im Waffenlärm verstummten die Musen.

Was soll dann die unwahre Schulweisheit, die vom glorreich heiteren Athen, vom ewig lustgeschwellten Florenz phantastirt und kunstenthusiastisch schwärmt? Nur vereinzelte Proben vom Können Puvis de Chavannes sind in Berlin bekannt geworden. Er ist ein feiner Stilist, mit lebhafter Empfindung für edel-dekorative Wirkung. Er hat auf seinem Gebiet als ehrlich idealistischer Mann den Kunstgeschmack beeinflusst und gefördert; aber das überragende, originale Genie war er doch nicht. Und wenn nun ganz Paris sich nicht die Haare zerrauft und Thränenströme vergießt, so ist es verkommen, verlobert und derout. — So das pessimistische Gewinsel jener Leute, die über das unselige Paris jammern die Hände ringen. —

Alpha.

Kleines Feuilleton.

Id. Die Kinder. Es war auf der Hintertreppe. Die Treppe sah aus, wie alle solche Hintertreppen: nüchtern, grau und unfreundlich. Auf den Stufen lag kein schalldämpfender Läufer. Die Farbe war in der Mitte gänzlich abgetreten, und das Holz von den vielen Tritten ausgehöhlt. Das eindringende Licht kamte durch die nackten, blasigen Scheiben voll hereinströmen und in alle Winkel leuchten, so daß die schlecht geschriebenen Namen auf den Zetteln und Porzellanbildern an den Thüren der Hinterwohnungen genau zu erkennen waren. An den Thüren der Herrschaftsküche war nichts zu lesen. Wenn ein Vot die Treppe heraufkam, klopfte er, wenn er hier unbekant ist war, einfach an die Thüren der Hinterwohnungen. Da die kleinen Leute auf diese unfreiwillige Weise den Portier spielten, war es ja überflüssig, daß an den Herrschaftsküchen Namensschilder angebracht wurden. Also unterschied sich diese Hintertreppe von keiner anderen, höchstens, daß sie nicht ganz so viel abgegröbene und schmierige Stellen an den Wänden aufweisen konnte.

Bei schönem Wetter öffnete sich jeden Morgen um zehn und jeden Nachmittags um zwei Uhr die Thür der Herrschaftsküche im dritten Stock. Eine bunt, prahlerisch ausgestaffte Amme schob dann einen blinkenden Kinderwagen heraus und schleppte ihn, unterstützt von der Köchin, die drei Treppen hinunter. Zugleich kam aus der gegenüberliegenden Thür ein Mädchen. Es mochte etwa zwölf Jahr sein. Trotzdem war es so schwächlich, daß es jünger geschätzt werden mußte, hätte es nicht den bedrückten Blick und den leidend herabgezogenen Mund mancher

Arbeiterkinder gehabt. Doch wenn es an den Kinderwagen herantrat und das kleine, von Wolle, Spigen und Bändern umgebene dralle Gesichtchen des Wagens-Zusassens sah, verschwand die Linien der zu frühen Lebenserfahrungen. Die großen Augen lachten. Das ganze schmale Gesicht rundete sich in jener mütterlichen Empfindung, die alle Mädchen schon beim Spiel mit der Puppe zeigen.

Das kleine dralle Ding im Wagen hatte bald Freundschaft mit dem Mädchen geschlossen. Und als es zu schwer geworden war, um noch im Wagen die Treppen hinabtransportirt werden zu können, ließ es sich gern von ihm hinuntertragen. Es schmeigte sich dabei zärtlich an, und das Mädchen war über diese Jüngigkeit so glücklich, daß es schon vorher erröthete.

Eines Tages, als der Zug wieder die Treppe hinabging, kam die Mutter des Stündchens ihm entgegen. Sie wollte die Köchin einmal bei der Arbeit überraschen. Die Bornehmheit der hohen, üppigen Gestalt im Pelzumfang mit federgeschmücktem Sammethut trat auf der Hintertreppe recht grell hervor. Die Frau freute sich, daß ihr Kind so geliebt wurde. Als sie aber nach ihm die Hände ausstreckte und es sich noch fester an das Mädchen anlehnte und den Mutterarmen auswich, ging sie erschüttert, ärgerlich, stumm hinaus. Jetzt erst fiel ihr auf, wie elend die Hintertreppe aussah, und wie dürrig das Mädchen gelleidet war. Ja — und dann . . . diese Kinder wissen nicht mal, was sich schied!

Und am nächsten Tage befaß sie: „Das Kindchen tragen Sie von jetzt an auf der Vordertreppe hinunter. Der Wagen wird natürlich hinten hinabgeschafft. Sonst ruiniert er zu sehr die Käufer.“ —

Theater.

r. Luise-Theater. „Die Schuld der Schuldlosen“, Schauspiel in 5 Akten von Adolf Stolke. An den Theatern zweiten und dritten Ranges ist zur Zeit die Sensationsmode in Flor. Sie wird nicht viel appetitlicher, wenn sie, wie in dem Stück des Herrn Stolke, mit forscher Tendenz angerührt ist. Der Verfasser will in seinem Drama der Welt offenbaren, daß das Schicksal der natürlichen Kinder in der heutigen Gesellschaft selbst dann noch viel zu wünschen übrig läßt, wenn diese Armen wahre Engel an Gestalt und Wesen sind. Diese dem Soziologen ja nicht ganz unbekante Weisheit tritt zu Tage an der Leidensgeschichte der tugendhaften Schauspielerin Hedwig Hofmann, die nach mancherlei sonstigen Anfechtungen den Mann, der ihr die Ehre rauben will, mit dem Revolver niederschießt und dann vor Gericht dem heimtückischen Staatsanwalt offenbart, daß er ihr leibhaftiger Vater ist. Nicht genug mit diesem Unglück, wäre die tugendhafte Hedwig bald dem Schicksal der Wagner'schen Sieglinde verfallen gewesen. Der Sohn des Staatsanwalts, ihr Bruder also, liebt sie. Aber zum Glück klärt sich auch dies Verhängniß noch rechtzeitig auf, und da sich ebenfalls noch zur rechten Zeit in der Gestalt eines Afrikareisenden ein ehrlicher Freierrmann findet, ist die gute Hedwig schließlich doch aller bösen Anfechtungen überhoben. Das Schauspiel wurde mit einem Feuer gegeben, an welchem der anwesende Dichter seine Freude hätte haben müssen. Das Publikum nahm innigen Antheil an dem Gescheh der Heldin. —

Musik.

Konzerte. Die musikalischen Beherrscher dieser Tage sind die „Meininger“, d. h. die Hofkapelle aus Meiningen unter Generalmusikdirektor Fritz Steinbach. Unter Bülow hatten sie ihren Ruhm erworben und auf Konzertreisen erweitert; sie hatten gezeigt, was mit einem alle Nuancen aufs Exalteste hervorhebenden, kontrastreichen, künstlerisch durchgereiften Vortrag und zwar auf grund des allerfleißigsten Probens zu erreichen ist. Soweit wir unserer Erinnerung trauen können, bleibt ihre jetzige Führung und Leistung dem alten Ruhm treu: Bülow ließ sie wohl sozusagen anatomisch genauer spielen, Steinbach leitet sie mehr zu Totalbildern und zu einer Prägnanz und Mächtigkeit, die aber manchmal (wie am Anfang von Beethoven's 8. Symphonie) zur Unklarheit führt, wenigstens wenn man nahe dem Orchester sitzt; den Versuch des Plagwechsels müßten wir noch systematischer durchzuführen, um darüber und über die anscheinend manchmal zu laute Begleitung der Soli sicher urtheilen zu können. Auch eine Reihe von Neußerlichkeiten ist geblieben, wie das Stehen der meisten Spieler, die lange (wenngleich nicht ermüdende) Dauer der Konzerte, das danke Vorführen einzelner Instrumentalisten, das oft mehr als lebhaftes Gebahren des Dirigenten. Das erste, nicht sehr besuchte Konzert, am 27., brachte neben zwei Ouverturen das erste Klarinettenkonzert Weber's, vorgetragen von dem betreffenden Herrn des Orchesters, H. Mühlfeld; ferner einen Brahms op. 83, vorgetragen von dem Klaviervirtuosen L. Borwida, der weit mehr leistete, als das Werk trotz einzelner Schönheiten werth sein dürfte; endlich Tschaikowsky's seit einiger Zeit in Berlin nicht mehr gehörte „Francesca da Rimini“, wohl die eindruckvollste Programmnummer, die in jüngster Zeit zu hören war. Am 28. kamen neben zwei Ouverturen und wieder einem Brahms's zwei Duo-Konzerte von Mozart und von Bach. In beiden spielte unser riesiger Jubel des nun schon zahlreicheren Publikums Meister Joachim, erst mit E. Birch, dann mit dem Meininger Primarius Bram-Eldering. Die beste Kritik der bisherigen Gesamtleistung ist wohl die Hoffnung, daß die zwei noch übrigen Konzerte (31. Oktober, 3. November) den großen Saal der Philharmonie gänzlich voll finden werden.

So aß ihm schmückte diese Musikwoche auch noch durch sein und seiner Genossen 2. Quartett und erfreute das in gedrängtester Leppigkeit lauschende Publikum besonders durch das D-moll-Quartett des in unserem Musikleben etwas zurückgesetzten Cherubini. Gegenüber dem nächsten Quartettprogramm (Haydn, Beethoven, Schubert) dürfen wir doch wohl sagen: entweder mögen die Herren ein ganz „klassisches“ Repertoire einhalten und es dann nicht durch Brahms stören, oder es aber, wenn dieser schon mit soll, durch andere Neuere erweitern. Um spezifisch „Moderne“ gar nicht zu erwähnen: wo bleibt u. a. Hoffmann, wo J. Zellner?

Wenn wir uns vor Vergleichen hüten, so können wir zwei jüngere Geiger rühmen: Rosa Hochmann (Saal Beckstein am 27.) und M. de Sicard (Singakademie am 28.); von jener hörten wir ein Stückchen Bruch D-moll, von dieser den ganzen Bruch G-moll. Die Klavierpielerin Marie Panthès, von der wir Schumann's „Davidshändeltänze“ hörten, besitzt jedenfalls ein beträchtliches Können, möge sich aber die Warnungen zureisen lassen: Geräuhschvoll ist nicht ausdrucksvoll, und Körpergymnastik ist nicht Seele!

Ueber die Kunst, populäre Konzerte zu geben, wäre ein sehr Breites zu sagen. Innerhalb des niedrigen Standes, den diese Kunst heute einnimmt, läßt sich der „Veethoven-Symphonie-Zyklus“ unter Karl Zimmer im „Deutschen Hof“ (an Dienstagen), nach dem ersten Konzert vom 25. Oktober zu urtheilen, umso ehrenvoller erwähnen, als die Herren anscheinend mit besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Eine Verstärkung der Streicher (jetzt nur drei Bratschen u. s. w.) dürfte, namentlich für die 5. Symphonie, unentbehrlich werden. Dem traurigen Umstand, daß die Vuntheit unserer Konzertprogramme um so ärger wird, je populärer ein Konzert sein will, während es gerade umgekehrt sein sollte, könnte Herr Zimmer doch schon entgegenzutreten versuchen. — sz.

Geographisches.

Einer dem „Daily Chron.“ zugegangenen Nachricht zufolge hat der englische Reisende Martin Conway den vulkanischen Berg Sorata in Bolivia fast erklommen. Conway berichtet von La Paz unter dem Datum des 20. Oktober: „Zuerst wurden Lebensmittel, Feuerung, Instrumente u. s. w. auf einem Schlitten auf unser letztes auf einem Gletscher 20 000 Fuß über dem Meerespiegel befindliche Lager gezogen. Als wir 21 000 Fuß hoch waren, trieb uns ein Schneesturm zurück. Wir mußten das Lager im Stich lassen. Am 9. Oktober kehrten wir dahin zurück, und zwar auf demselben Wege. Es war um 2 Uhr morgens. Drei Stunden lang hatten wir bei dem Scheine unserer Laternen unseren Weg vorwärts zu suchen, bis wir den Gletscher am Fuße des Berges erreicht hatten. Dann hatten wir zwei Stunden lang einen höchst schwierigen Aufstieg. Es ging steil hinauf. Wir waren kurz vor dem Gipfel des Berges angelangt, als eine Schlucht den weiteren Fortschritt hemmte. Der höchste Punkt, den wir erreichten, war 23 000 Fuß über der Oberfläche des Meeres, vielleicht waren es 24 000 Fuß. Ein weiterer Versuch, die Spitze des Berges zu erreichen, war auch nicht von Erfolg gekrönt.“

Aus dem Thierreich.

— Herkulische Insekten. Bei einem Nachtfeste fing der englische Ornithologe James Weir einen Hirschläfer von 5,5 Zentimetern Länge und 16 Millimetern Breite, der 1,86 Gramm wog, und spannte ihn vor einen kleinen Zinnwagen von 56 Gramm Gewicht, den der Käfer mit Leichtigkeit zog. Er schleppte also das Dreißigfache seines Körpergewichts ohne Anstrengung hinter sich her. Nachdem 14 Gramm Bleistückchen in den Wagen geschüttet worden waren, zog ihn der Käfer ohne große Schwierigkeit weiter, und er bewegte auch die um weitere 14 Gramm vermehrte, also auf 84 Gramm gestiegene Last noch 3 Zentimeter weit. Dies schien die Grenze zu sein; er konnte also das fünfundsiebzigfache seines Gewichts ziehen. Bei weiteren Versuchen über die Kräfte dieses Käfers, wobei dessen Weine mit Ausnahme eines einzigen, an einem empfindlichen Dynamometer befestigten, gefesselt wurden, übte das Thier eine Zugkraft von 15 Gramm auf das Dynamometer, ungefähr so viel, als wenn ein Mensch von 100 Kilogramm Schwere mit einer Hand das Gewicht einer Tomate heben würde.

Durch diese Ergebnisse angeregt, versuchte es Weir, die Kräfte eines wirklichen Herkulesläfers (Dynastes Tityrus) zu bestimmen. Dieser Käfer zog bei 6,5 Gramm Eigengewicht 115 Gramm 6 Zentimeter weit und konnte einen Ziegelstein im Gewichte von 2,5 Kilogramm, den man vorsichtig auf seinen Rücken gelegt hatte, in Schwanlungen versetzen. Ein Mensch, dem man ein verhältnismäßig ähnliches Gewicht auf den Rücken legte, würde davon wohl zerquetscht werden. Aehnliche Rechnungen, welche eine der unfrigen weit überlegene Muskelkraft der Insekten beweisen, sind schon früher mit den Flöhen angestellt worden, deren Sprünge schon die Alten mit den menschlichen in Parallele gestellt haben, wobei man fand, daß ein Mensch mit proportionalen Kräften über Häuser und Thürme würde hüpfen können. — („Prometheus“.)

Aus dem Pflanzenleben.

1a. Die durchbohrende Kraft eines Pflanzenkeimes kam gelegentlich ihre Stärke in ganz außerordentlicher Art beweisen, wie ein Beispiel zeigt, das von dem amerikanischen

Botaniker Vessely in der Zeitschrift „Plant World“ (Pflanzenwelt) mitgeteilt wird. Ein Freund übergab dem genannten Gelehrten eines Tages im vergangenen Frühjahr ein Exemplar der sogenannten Frühlingslilie oder des violetten Hundszahns (Erythronium albidum). Dasselbe bestand aus der kleinen Zwiebel mit deren zarten Wurzelfäserchen und daran ein langer Stiel mit einem Blatt. Dieser Stiel nun war mitten durch einen Zweig von etwa einem halben Zentimeter Dicks hindurchgewachsen und hatte denselben wie eine Nadel durchbohrt, so daß die frische Pflanze und der trockene Zweig fest mit einander verbunden waren. Die Entstehung dieser merkwürdigen Vereinigung war nicht schwer zu errathen. Der Zweig lag, noch ganz gut erhalten und nur an der Rinde etwas zerklüftet, wenige Zentimeter unterhalb der Oberfläche des Bodens. Gerade unter ihn war der Samen der genannten Pflanze zu liegen gekommen und hatte mit dem beginnenden Frühjahr seinen Keim in die Höhe getrieben, bis er genau auf den trockenen Zweig traf. Nun mußte sich an dieser Stelle ein Kampf zwischen Tod und Leben unter der Erde abspielen: Der frische Keim drückte von unten her mit seiner schwellenden Kraft gegen das Hinderniß, konnte es aber wegen des Druckes der darüber liegenden Erde nicht bei Seite schieben. Wenn sich nun kein Ausweg gefunden hätte, so hätte der Keim eben zu grunde gehen müssen, denn das Licht mußte er unter allen Umständen erreichen, wenn die Pflanze sich entwickeln sollte. So gelang es denn schließlich den Anstrengungen des jungen Gewächses, den abgestorbenen Zweig mit seiner nadelscharfen Spitze vollkommen aufzuspießen und schließlich hindurch zu wachsen. Wenn man das Keimblatt dieser Pflanze unter dem Vergrößerungsglas beschauf, so nimmt man eine Anzahl von härteren Zellen wahr, die sich an der Spitze des Blattes zusammendrängen, um die darunter liegenden weicheren Gewebe zu schützen, etwa wie an einem Stode das weniger dauerhafte Material durch eine eiserne Spitze vor der Abnutzung geschützt wird. Diese härteren Zellen gaben dem Keimblatte zweifellos die Möglichkeit, sich durch das Holz des hinderlichen Zweiges hindurch zu arbeiten. Die ganze Pflanze hatte keineswegs unter dieser Anstrengung gelitten und war vollkommen gesund entwickelt. —

Humoristisches.

— Merkwürdig. A. (in der Aneide zu B.): „Wo steckt denn nur eigentlich der Müller?! Seitdem der angefangen hat, das Posaunenblasen zu lernen, hört man gar nichts mehr von ihm!“ —

— Das Kollegium. Nach dem Tode eines reichen Bankiers diskutieren die ans Krankenlager berufenen drei Aerzte noch in Nebenzimmer über den Verlauf ihrer Diagnosen und Prognosen. Diener (der an der Thür gehorcht): „Jetzt will's wieder keiner gewesen sein!“ —

— Schlechte Aufführung. „Herr Direktor, ich bin vom gefamnten Personal beauftragt, Sie zu bitten, daß der Meier keine Rolle mehr erhält, in der er auf der Bühne stirbt!“

„Aber warum denn?“
„Er frißt uns immer als Leiche sämtliche Äpfel weg!“ —
(„Flieg. Bl.“)

Vermischtes vom Tage.

— Bei den letzten Stürmen in der Nordsee ist der Bremer Dampfer „Esthland“ verloren gegangen. Die 16 Mann starke Mannschaft wurde von einem englischen Fischdampfer geborgen und dem Dampfer „Esperanza“ übergeben, der sie in Cuxhaven landete. —

— In Hof (Bayern) spielte eine Sängerin die Ortrud in Wagner's „Lohengrin“ in einem modernen hocheleganten schwarzen Seidenkleid! —

— Eine erst seit sieben Wochen verheirathete 20jährige Schneidermeistersfrau in Fahlentbach (Wahern) wurde tod aus dem Schöpfbrunnen bei ihrer Behausung herausgezogen. Sie war an dem Brunnen mit Waschen beschäftigt, scheint ausgeglitten und in die Tiefe gestürzt zu sein. —

— Beim Gemeinde-Schützenfest in Uttinghausen (Kanton Uri) errang den ersten Preis die 14jährige Tochter eines Birthes, der mit sieben Söhnen und drei Töchtern am Schießstand erschienen war. Die Schützen-Familie hat neun Preise errungen. Von 184 Schützen in der Gemeinde waren 43 weibliche. —

c. o. Der Handel mit Salami-Wurst ist in Italien so stark zurückgegangen, daß die italienischen Wursthändler für den 31. Oktober einen nationalen Kongreß nach Bologna einberufen haben, um über die Besserung ihrer Lage zu berathen. —

— Der englische „Nationale Katzen-Klub“ hält zur Zeit im Londoner Arhstallpalast eine Ausstellung ab. 700 Thiere von allen Arten sind ausgestellt. —

— Seit 19 Jahren wird an dem gedruckten Katalog der Bücher und Schriften des britischen Museums gearbeitet. Vor Ende 1900 dürfte die Miesenarbeit vollendet sein. Der Katalog wird dann aus 600 Quartbänden bestehen, wovon jeder ungefähr 250 Spalten enthalten wird. —